3

ROBERT WEISS:

JUGENDBEWEGUNG?

I.

Was ist Jugendbewegung? Jugendbewegung ist Revolution. Revolution nach Innen und Außen.

Aber es scheint mir, daß wir trotz eines Jahres sogenannter Jugendbewegung hier in Wien noch immer die Revolution nach Innen, den Aufruhr in uns, weit notwendiger haben, als jene trotzigen Worte der Auflehnung, die von unseren Wortführern und Artikelschreibern an die Außenwelt gerichtet werden.

Wenn wir den Werdegang der Geschehnisse verfolgen, die eingetreten sind, seit zum erstenmal in Wien das Wort „Jüdische Jugendbewegung" gefallen ist, seitdem wir in vielen Versammlungen, Konferenzen und Sitzungen, Artikeln, Referaten und Programmen über die Aufgaben des jüdischen Jugendlichen im Allgemeinen und im Besonderen sprachen, dann muß in uns das quälende Gefühl einer entsetzlichen Leere aufsteigen. Wenigstens in jenen, die gehofft hatten, daß außer unbedingt notwendigen geistigen Gemeinsamkeiten einiger weniger Führender, auch positive, greifbare Arbeitserfolge als Früchte eines Jahres jüdischer Jugendbewegung zu verzeichnen sein werden. Hofften doch die meisten von uns, daß der Begeisterungsrummel, der im Mai des Vorjahres seinen Höhepunkt erreichte, auch nachhaltige Folgen erwirken werde.

Und wir sehen uns in diesen Hoffnungen bitter enttäuscht. Dabei ist es nicht einmal richtig, wenn behauptet wird, wir hätten uns dem jugendlichen Optimismus allzu sehr hingegeben; die klare Einsicht Dr. Bernfelds wirkte ja stets bremsend auf unsere Überschwänglichkeiten, aber ein kleines, wie es uns dünkte und noch immer dünkt, leicht realisierbares Minimalprogramm einer jüdischen Jugendbewegung glaubten wir nach einem Jahre seiner Verwirklichung zuführen zu können.

Aber alle jene unhaltbaren Zustände in den Jugendgruppen und Vereinigungen, in der Schule und im Elternhaus, die im Vorjahre bestanden, bestehen auch heuer, sind um nichts gemildert worden.

Zunächst die „formelle" Organisation, von der wir erwarteten, daß sie bald einer tatsächlichen Verbundenheit aller Gruppen Platz machen werde. Die Leitung der Zentralstelle berichtet in Nummer 1 dieser „Jugendblätter": „Die Zahl der angeschlossenen Gruppen vermehrte sich auf 34." Wer diese Ziffer liest und die wirklichen Verhältnisse nicht kennt, muß glauben, daß das Jugendheim tatsächlich der Brennpunkt eines jungjüdischen Lebens in Wien ist. Wer aber bei Delegiertensitzungen und Aussprachen war, der wird wissen, daß bestenfalls etwa fünf Gruppen: Blauweiß, Schomer, Moriah und die Kultursektionen der Turnvereine es waren, von denen man behaupten konnte, daß sie gestalteten und mitarbeiteten. Die anderen Vereinigungen beschränkten sich bestenfalls darauf, ihre Delegierten höchst unregelmäßig zu den Beratungen ins Jugendheim zu senden, fanden

aber ansonsten die Zuschriften der Jugendheimleitung und die Bitten um Mitarbeit nicht einmal einer Antwort wert.

Auch die Mitarbeit der erwähnten Gruppen war bloß eine gelegentliche. Als diese wenigen Arbeitswilligen die Gleichgültigkeit der anderen merkten, da lehnten sie in der letzten Zeit ebenfalls jede intensivere Mitarbeit ab. Insbesonders Blauweiß und Schomer erklärten, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen es besser sei, wenn sie ihre Kräfte lediglich auf die Arbeit in der eigenen Gruppe konzentrieren würden.

So kam es, daß gleich nach dem Jugendtag, der, wie richtig bemerkt wurde, eine bloße Sensation war, der lockere, ohnedies nur formelle Zusammenhang der Jugendgruppen aufhörte. Das Delegiertenamt wurde in den Vereinsausschüssen ein Kowedposten, der gewöhnlich einem Mitgliede zugeschoben wurde, das ohne jeden Einfluß auf die Arbeit im eigenen Vereine war.

Die Delegiertenberatungen der Zentralstelle wurden daher immer mehr zu einer Tragikomödie. Die wenigen Delegierten, die erschienen, bekamen von der jeweiligen Leitung diverse Berichte und Vorschläge vorgesetzt, die sie (verstohlen gähnend) unverändert annahmen. Die Debatte über diese Vorlagen zeigte einen Tiefstand, eine Vereinsmeierei und Geschäftsordnungsreiterei, die manchmal unerträglich wurde. Von eigener Initiative oder selbständigem, gar revolutionierendem Vorgehen der Delegierten war auch nicht die leiseste Andeutung vorhanden. Die Jugendlichen hatten daher gar keine Ahnung, was eigentlich in der Zentralstelle vorging, da ihre Delegierten entweder nichts zu berichten hatten oder nichts berichteten. Jeder Appell an die Delegierten um Mitarbeit oder um Einwirkung auf die Tätigkeit der von ihnen vertretenen Gruppen blieb unter diesen Umständen ergebnislos. Die Folge davon ist nunmehr, daß wir gegenwärtig so gut wie unorganisiert sind, ja, was noch schlimmer ist, daß die Jugendlichen bereits „auf Grund ihrer Erfahrungen in der Jugendbewegung" es schon fast entgültig ablehnen, irgendwie gestaltend einzugreifen. Da wäre es denn doch fast besser, daß wir alle zusammen noch keine Idee hätten, was jüdische Jugendbewegung ist und sein soll und neu erst von vorne wieder anfangen müßten. Dann würden viele, die sich bereits schmollend und grollend abwandten, noch zu uns gehören und sich nicht auf ihre traurigen „Erfahrungen" stützen.

Von einem Sichkennenlernen, von wahrnehmbaren Gemeinsamkeiten der einzelnen Jugendgruppen ist unter diesen Umständen natürlich keine Rede. Eine jede Gruppe hat ihre sogenannten Arbeitsmethoden, ihre altbewährten Grundsätze, an denen sie unbeirrbar und unerschütterlich festhält; die tatsächlichen Arbeitserfolge sind jedoch mit wenigen Ausnahmen gleich Null und wenn wir den Durchschnittstypus eines Wiener organisierten jüdischen Jugendlichen betrachten, so werden wir eine Unwissenheit und Gleichgültigkeit in „allgemeinmenschlichen" und jüdischen Dingen und Angelegenheiten finden, die jeder Behauptung, daß hier so etwas wie eine jüdische Jugendbewegung vorhanden wäre, Hohn sprechen würde.

Es seien jedoch die Jugendkurse erwähnt. Zunächst möge die Tatsache festgestellt werden, daß die Jugendkurse von unseren, in

Vereinigungen organisierten, westjüdischen Jugendlichen fast gar nicht besucht werden. Es ist hier nicht der Platz zu einer ausführlichen Bemerkung, ob der Betrieb der Jugendkurse, der als ganz gewöhnlicher Schulbetrieb (bloß ohne Klassifikation) erscheint, diejenige Form ist, die wir uns unter Jugendseminaren vorstellen. Aber abgesehen von diesen pädagogischen Momenten, haben die Lokalitätssorgen der Jugendkurse im Jugendheim viel dazu beigetragen, daß die Kurse einen recht wenig anheimelnden Charakter haben. Aber das eine muß festgestellt werden: Leitung und Lehrerschaft hatte den guten Willen, in würdiger Form positive Kenntnisse vom Judentum zu vermitteln; wenn es die organisierte Jugend ablehnte, sich um die Kurse zu kümmern oder wenigstens ihre Wünsche behufs Form und Ausgestaltung derselben bekanntzugeben, so ist es allein nur ihre eigene Schuld.

In den Vereinigungen selbst blieb die kulturelle Tätigkeit nach wie vor unsystematisch und dilletantisch. Hie und da glückte es, einen Vortragenden aufzutreiben, der irgendein Thema (gewöhnlich einen sogenannten Grammophonvortrag) zum soundsovielten Male behandelte, ansonsten wurden ganz unzusammenhängend die üblichen Referate (auf Grund der Wissenschaft eines oder zweier Bücher bzw. Broschüren) gehalten — oder auch nicht gehalten. Dagegen gab es zahlreiche Ausschußsitzungen, Geschäftsordnungsdebatten und viel, viel Vereinsmeierei. Der Zentralverband für das damalige Österreich hatte zwar ein Unterrichtsamt eingesetzt, das aber fast gar nicht in Anspruch genommen wurde und dessen Tätigkeit auch keineswegs einen bleibenden Erfolg gezeitigt hat. Mit dem Einschlafen des Zentralverbandes hörten auch diese wenigen Ansätze zur ersten Reformierung und Systemisierung unserer Gruppentätigkeit auf.

Es sei zusammengefaßt: Wir haben kein Jugendheim. (Das jetzige Jugendheim ist ein Schullokal, vormittags ist dort das Pädagogium, nachmittags und abends die Jugendkurse.) Wir haben keinen Zusammenhang mit den einzelnen Gruppen. (Die Delegierten waren untätig und die Jugendheimleitung unbekannt und ohne jeden tatsächlichen Einfluß.) Wir haben keine Bibliothek. (Die kleine gegenwärtige Bibliothek stellt bloß das Fragment einer jüdischen Jugendbibliothek dar und wird von den organisierten Jugendlichen fast gar nicht benützt.) Wir haben kein Geld. (Viel Schuld an diesen Zuständen trägt unser chronischer Geldmangel. Viele Reformen, Arbeitsversuche, insbesonders die leidige Lokalfrage scheiterten an diesem.)

Und die Folge des Fehlens dieser formellen Vorbedingungen ist das Ausbleiben der wesentlichen Charakteristika einer Jugendbewegung, denn: wir haben keine Gemeinsamkeiten, wir kennen uns nicht, wir reden aneinander vorbei, wir sind uns völlig fremd geblieben. Und der Wille zur Tat, zur Jugendlichkeit, zur Unbedingtheit, zur wahrhaften Rückkehr zum Judentum, ist noch immer wie am Anfang lediglich der Wille unserer Führer, die Masse geht nicht mit. Wir gelangen hiemit zur traurigen Erkenntnis:

In Wien ist bis nun nichts geschehen, das den Namen einer jüdischen Jugendbewegung mit Berechtigung führen dürfte.

(Ein zweiter Aufsatz in der nächsten Nummer.)

⁂

EUGEN HOEFLICH:

DER VOLKSSOZIALISMUS DES HAPOEL HAZAIR. *)

Vorbemerkung der Schriftleitung: Eugen Höflich versendet einen Aufruf, in welchem er seine Absicht kundgibt, so wie es in Berlin geschah, auch in Wien eine Hapoël-Hazaïr-Gruppe ins Leben zu rufen. Da es sich hiebei um eine Betätigung sozialistischen Geistes handelt, welche bei der gegenwärtigen Zeit die Jugend in großen Massen anzieht, haben wir Eugen Höflich ersucht, die theoretischen Grundlagen dieser Bewegung darzulegen. Aus Gründen des Raumes und des Prinzipes können wir vorläufig nur den Teil seiner Ausführungen veröffentlichen, der positiv programmatisch ist.

Wir müssen uns fragen: Kann es überhaupt einen jüdischen Sozialismus geben? Widerspricht nicht das Jüdische, also das auf die Unbedingtheit, auf das Voraussetzungs- und Nachsetzungslose gerichtete, dem Sozialismus, der von gewissen Voraussetzungen abhängt?

Wir können darauf antworten: Ja, es kann einen jüdischen Sozialismus geben, einen Sozialismus aber, der das ganze Judentum als Basis hat, der also nicht Klassen- sondern Volkssozialismus ist, dessen Existenz nicht vom Vorhandensein irgendwelcher Bedingungen abhängt, der unter jeder Bedingung wirkt. Der Sozialismus, der aus dem Geiste des alten Judentums schwingt, der in der Bibel seine großartigste Manifestierung findet, ist ein jüdischer, ein Volkssozialismus; jede jüdische Partei also, die nicht nur dem Namen nach jüdisch ist, muß volkssozialistisch sein, sie muß das jüdische Volk, das heißt alle Arbeitenden im Judentum vertreten.

Betrachtet man von diesem Standpunkte aus die Parteien, die sich jüdisch nennen, ist im Programm jeder einzelnen ein positives oder ein negatives Element zu finden, das sie in irgendwelchen Belangen unjüdisch macht. Vom russisch-jüdischen „Bund" über die Poale-Zion bis zur offiziellen zionistischen Partei zieht sich das rote Band eines Mankos, wiewohl jede dieser Fraktionen im Judentum positive Effekte produziert hat. Bund und Poale-Zion waren die ersten, die den jüdischen Ärmsten Lebensinteresse auch in der Diaspora gaben, der alten zionistischen Partei wieder ist die Existenz des politischen und auch des kulturellen Zionismus in Europa zu danken. Mit einem aber, da die fortschreitende Erkenntnis und der sich klärende Zionidealismus nach einem schärfer umrissenen Bilde der Zukunft verlangte, das in allen Belangen eindeutig jüdisch zu sein hat, sah sie eine neue föderative Gruppe in ihrem Schoße sich bilden: die volkssozialistische Tendenz in der auf Zion gerichteteten Jugend verlangte stürmisch an den Tag. Dieser Augenblick ist historisch: Eine Gruppe junger Leute trat auf, die nicht mehr um eine gesicherte Heimstätte in Palästina baten, sondern ein jüdisches Palästina, Zion, forderten. Aus der Erkenntnis, daß dieses Zion durch keine Staatenkonferenz der Welt, durch kein Gesetz, durch kein Versprechen errungen werden könne, sondern nur durch jüdische Arbeit, durch

*) „Hapoel Hazair". (Der junge Arbeiter) ist eine palästinensische Arbeiterpartei.

Hintansetzung des Ichtriebes hinter das Ideal der jüdischen Arbeit im jüdischen Lande, entstand der Hapoel-hazaïr.

Als Partei, die eigentlich keine Partei im politischen Sinne des Wortes ist, als Gruppe vielmehr idealistischer Pioniere hat er kein feststehendes Programm, sein jüdisches Gefühl ist Programm genug. Aufopferung, Pioniertum ist sein Instrument.

Die jüdische Idee aber ist die Idee des jüdischen Volkes. Die Opferbereitschaft des Hapoel-Hazaïr gilt dem ganzen jüdischen Volke, nicht einer Klasse. Er muß sich also jedem Klasseninteresse mit ganzer Kraft entgegensetzen, will er nicht Wasser in ein Danaidenfaß schütten, seinen Schweiß, sein Blut und seine Liebe in eine Erde versenken, die nach ihm eine Klasse in Besitz nimmt, um die andern Teile des Volkes vom Nutzgenuß auszuschalten. So wird seine Stellungnahme gegen jede Partei, die die ökonomischen Interessen einer Klasse vertritt, bestimmt, und in der Erkenntnis, daß die Klassenbildung Juden gegen Juden stellt, wird er diese Klassenbildung mit allen Mitteln zu verhindern suchen. Das hauptsächlichste Mittel ist die Vergesellschaftung aller Produktion, die Nationalisierung des Bodens mit seinen Schätzen, des Handels und Verkehrs, wie überhaupt die Vergenossenschaftlichung des ganzen jüdischen Lebens. Die Einschichtung des jüdischen Menschen in eine gesunde Wirtschaftsweise, wo die Gesetze von Angebot und Nachfrage herrschen, die Reproduktivierung des Juden hier und drüben, ist die erste Forderung des Hapoel-Hazaïr.

Zwei Strömungen stellen sich ihm entgegen:

Der jüdische Privatkapitalist Europas fordert Einlaß in das Land, denn er hofft fruchtbares Brachland für merkantilistische Spekulationen zu finden und seine in merkantilistischen Angelegenheiten sehr große Phantasie sieht das Land schon überzogen von einem Netz kapitalistischer Einrichtungen, die zu Nutz und Frommen einiger Weniger hingestellt sind. Ginge es nach ihnen, dann hätten wir in zehn Jahren in Palästina die gleiche Klassenscheidung wie in Europa, die gleichen Klassenkämpfe und die gleichen Gegensätze zwischen Volksgenossen. Wenn also Hapoel-hazaïr gegen den Privatkapitalismus kämpft, kämpft er für die selbstverständlichsten Forderungen jüdischer Menschlichkeit und auch für das Aufleben des Landes, denn wirtschaftliche Krisen sind nicht so sehr in der Produktion, wie in der Gesellschaftsschichtung bedingt. Es wäre heller Wahnsinn, in einem Lande, da die Gelegenheit geboten ist, von Grund aus neu zu beginnen, mit der entsetzlich unjüdischen, daher unmenschlichen Kaufmannskultur zu beginnen, um dann erst, wie das sozialdemokratische Prinzip es verlangt, mit der Revolutionierung einzusetzen. Die nächste Konferenz des Hapoel-hazaïr in Palästina, die in etwa drei Monaten stattfindet, wird sicherlich diese antikapitalistische Tendenz die ihm immer innewohnte, genau so „programmatisch" feststellen, wie es der deutsche Landesverband tat, denn die Gefahr, die von Europa her droht, ist eine ungeheuere. Der Zug des Sozialismus, der in seiner Sozialisierung einiger Industrien in Deutschland seinen schwächsten, im großzügigen Programm des russischen Bolschewismus seinen stärksten Ausdruck findet, wird nicht Halt machen, auch nicht vor dem Machtworte eines englischen oder französischen Ministeriums. Europa wird sozialistisch produzieren. In einer prägnanteren oder minder prägnanten Form. Das europäische Privatkapital aber erzittert in seinen Grundfesten. Es ist daher naheliegend, daß der jüdische Kapitalismus plötzlich seine Sehnsucht nach Zion entdeckt und seine

Tätigkeit in das Land, das ihm ferne von solchen gegen seine Existenz gerichteten Erschütterungen zu liegen scheint, verlegt. Es steht daher die Zuwanderung einer großen Anzahl von ihrem innersten Wesen nach unsozialen Elementen bevor, und was der Versuch, in einem sozialistischen Wirtschaftsmeere ein hochkapitalistisches Eiland zu gründen heißt, werden die leicht ermessen können, die eine kleine Vorstellung von den Wechselwirkungen der Weltwirtschaftskräfte haben: Zusammenbruch, Revolution, Blut, Elend.

Die Gegner des Hapoel-hazaïr aus den Arbeiterkreisen, die Poale-Zion, können dem allen nicht widersprechen, ihre Parteidogmatik aber verlangt Methoden des sozialen Kampfes, die wohl in Europa ihre Billigkeit haben, in Palästina aber Verbrechen an der jüdischen Sache wären. Streik ist ein Machtmittel jenes Arbeiters, der nichts verlieren kann, den kein Streik vom Boden vertreiben kann. Der gelernte Arbeiter in einer Industrie, die aus irgendwelchen Gründen in ihren zartesten Anfängen noch steckt oder ihrem Niederbruch entgegensieht, wird sich wohl überlegen zu streiken, denn er weiß, daß seine Fabrik zugrunde geht und daß er, der in keiner anderen Branche bewandert ist, als minderbezahlter ungelernter Arbeiter in einem anderen Fache sich verdingen müßte oder brotlos würde. Wenn wir uns für einen Augenblick mit den Sozialdemokraten aufs materielle Programm stellen, wenn wir von unserem Urgrund, von unserem Pioniertum absehen würden, stünden wir in derselben Lage wie dieser Arbeiter. Die Kolonien gingen durch Streiks zugrunde und niemand würde es wagen, mit diesen Arbeitern, deren Streiklust bewiesen ist, neue Arbeit zu beginnen. Man würde Araber, Kuli oder sonst irgendwelche bringen und der Traum von der jüdischen Arbeit wäre ausgeträumt und wir könnten nach Europa zurückwandern. Die jüdische Arbeit kann für uns heute nicht die Frage nach höheren Löhnen sein, sondern eben die Frage nach der ausschließlich jüdischen Arbeit. Uns verbindet mit ihr unsere Arbeitsgesinnung, während den europäischen Arbeiter, nach dessen Maximen sich ja die (jüdischen) sozialdemokratischen Poalezionisten richten, die Not des Tages an seine Arbeit knüpft, die er leicht wegwirft, wenn er Besseres findet. Wir sehen daher im Sozialismus nicht eine materielle Angelegenheit, sondern eine Sache der Idee und des Idealismus. Uns ist daher das Wesentlichste die Gemeinschaftsgesinnung, der ehrliche Wille zu arbeiten, um der Arbeit, also um der Gemeinschaft willen.

Wenn wir nun heute darangehen, uns auch hier zu sammeln, sind wir uns wohl bewußt, daß unsere große Arbeit erst drüben anheben wird. Wir sind uns aber auch bewußt, daß wir die Pflicht haben, schon hier auf die Gesinnung des auf Zion gerichteten Judentums zu wirken, sein Gerechtigkeitsgefühl und die Erkenntnisfähigkeit dessen, was nottut aufzurufen, ihn zur Entscheidung zu zwingen.

Aus diesem folgert, daß wir auch in die jüdische Galuthpolitik eingreifen müssen, unsere volkssozialistischen Ideale auch in jene Körperschaften tragen müssen, die sich eben zu verknöchern beginnen. Unsere Pflicht wird es dann sein, jene Elemente, denen Zionismus nichts weiter ist als eine Beschäftigung leerer Stunden, politischer Sport vielleicht, zu entfernen und unsere Leute an ihre Stelle zu setzen, damit endlich der frische Ruf der radikalen Jugend die jüdische Politik zu einer Volkspolitik mache. Mit unserem geschlossenen Auftreten in Europa muß die Zionistik ein Ende haben. Unserer Fahne mögen diejenigen folgen, die ein wirklich gerechtes, also volksozia-

listisches Palästina ersehnen, deren Sozialismus keine kalt überlegte Opportunitätspolitik, sondern rotes, heißes Herzblut ist.

* * *

ZU HÖFLICHS AUFSATZ.

Mich selbst haben die Darlegungen nicht davon überzeugen können, daß der Angelegenheit ein unbefangenes und sachkundiges Erfassen der Sachlage zugrundeliegt. Höflich geht, wie alle unsere idealistischen Kolonisatoren, von der Annahme aus, daß uns in Palästina „Gelegenheit geboten wird, von Grund auf neu zu beginnen". Aber diese Annahme ist, wie ich an anderer Stelle begründet habe, falsch. Wir werden in Palästina nur eine beschränkte Freiheit des Handelns haben; nicht nur, daß uns durch das, was bereits drüben besteht, Grenzen gesetzt werden, wird sich auch bald erweisen wie sehr wir uns nach jenen Gesetzen werden richten müssen, die mächtigere Faktoren als wir, nämlich England und Amerika, der Wirtschaft Palästinas vorchreiben werden.

Dieser Punkt bedarf nur einer Aufklärung und Informierung, um begriffen zu werden. Schwieriger ist die Verständigung dort, wo es sich um grundsätzliche Bekämpfung gewisser sozialer Zusammenhänge handelt, die ich teils als durch das Naturgesetz bedingt, teils aber, sofern sie nur begriffen werden, nicht als schädlich betrachte. Höflich neigt dazu, den Bolschewismus als prägnanteste Ausdrucksform des Sozialismus zu verfechten. Höflich ist, wie Ludwig Strauß, der in Berlin das Organ des Hapoel Hazaïr redigiert, Dichter. Dem Künstler kann es beschieden sein, dereinst zu verwirklichende Ideen intuitiv zu erfassen. Die unmittelbare Vereinung mit dem realen Leben ist ihm selten gegeben. Carl Sternheim als Literat, Franz Pfemfert als Seele der „Aktion" erwarben sich einen guten Namen, als Organisatoren des Bolschewistenlärmes in Deutschland standen sie auf fremdem Boden. Politik, so scheint es uns, sollte nur von Menschen „gemacht" werden, welche die Zusammenhänge des sozialen Geschehens erkannt und begriffen haben. Die Bekämpfung irgend einer Wirtschaftsform kann nur dann ernst genommen werden, wenn ihr eine gründliche Kenntnis dessen, was verurteilt wird, vorangeht. Wenn irgendwo, so ist auf dem so grauenhaft verantwortungsvollen Gebiet des öffentlichen Lebens die Besonnenheit erforderlich, die auf der fachmännischen Einsicht basiert. Dichter, die ja besonders stark der Suggestion des Geistes unterliegen und eher den inneren Stimmen als der Erkenntnis folgen, müssen sich der Gefahr deutlich bewußt werden, sonst bieten ihre Programme allzubequeme Angriffsflächen. Was allerdings nicht hindert, daß diese Programme jubelnde Aufnahme finden: denn die Jugend läßt sich lieber verwirren als führen.

Was unserer Jugend — und nicht nur ihr — daher nottut, ist eine Einführung in das Wesen des sozialen Geschehens. Vergenossenschaftlichung ist ein Schlagwort geworden und fast keiner von denen, die es gebrauchen, kann begründen, inwiefern es wirklich zur Überwindung der sozialen Mißstände zu führen vermag; und ebensowenig ist bisher ausreichend formuliert worden, wo eigentlich die (fälschlich Kapitalismus genannte) treibende Kraft dieser Mißstände zu suchen ist. Wie sollte auch unsere Jugend, die fernab von sozialistischen Problemen bisher aufgewachsen ist, mit Dingen vertraut sein, die heute noch den grundlegendsten Theoretikern des sozialen Lebens rätselhaft verschlossen sind! Produktion nur für den Verbrauch, Mehrwerterzeugung,

Profithunger des Kapitals, Bodenrente — wer von Euch, die Ihr darüber redet und Programme schichtet, vermag Zulängliches darüber auszusagen?

Auch hier tritt vor die Tat die Erkenntnis. Es tut uns not, das Wesen der Produktion zu begreifen. Erst dann vermag man sie zu regeln und zu meistern. Heinrich Margulies.



Dr. EGON ZWEIG:

VON UNSEREN CHALUZIM.

So dürfen wir sie heute schon heißen, mit einem Unterton des Stolzes und der Freude: unsere Chaluzim, die jüdischen Burschen und Mädchen draußen in der Umgebung Wiens, die sich in körperlicher Arbeit, vor allem als Landarbeiter, für ihren künftigen Beruf in Palästina vorbereiten.

Schon im Dezember, gleich nach seiner Eröffnung, sah sich das Palästina-Amt von hunderten junger Leute belagert. Zum Teil waren es Heimkehrer, von denen so manchem der Rückweg zu den Eltern und Verwandten in Galizien oder sonstwo tief in der Provinz, versperrt war, zum Teil waren es Zuwanderer aus Polen oder noch weiter aus dem Osten, die von der Aussicht auf Palästina verlockt, hieher geeilt waren und nunmehr, da ihnen der „Aufstieg" grausam verwehrt war, hier stecken blieben. Ihre geringen Mittel waren rasch aufgezehrt und bald fehlte es an Brot und Arbeit. Sie in Industrie und Gewerbe unterzubringen, war angesichts der allgemeinen Arbeitslosigkeit und bei der Gefahr, die Eifersucht der Einheimischen zu wecken, nicht unbedenklich. Auch schien es nicht ratsam, ihren Aufenthalt in Wien zu verlängern, wo nicht nur Wohnungsnot und Nahrungsmangel, sondern auch Verlockungen aller Art, vor allem zum Herumlungern in Kaffeehäusern, zum Kartenspiel und zum Schleichhandel drohten.

Da bot sich dem Palästina-Amt Gelegenheit, ein paar junge Leute im Marchfeld beim „Rübengraben" zu beschäftigen. Die slovakischen Arbeiter, die seit langen Jahren dies Geschäft besorgt hatten, waren infolge der gespannten Beziehungen zwischen ihrem jungen Staat und Deutschösterreich, wegen Grenzschwierigkeiten und dergleichen, ausgeblieben. Die Rüben drohten im Boden zu verderben. Da griffen wir rasch zu und schickten eine Gruppe unserer Pioniere hinaus. Es war mitten im Winter. Die Felder, auf denen die Jungen zu arbeiten hatten, starrten von Eis und Schnee oder klebten vor nassem Schmutz. Die Räume, wo sie wohnen sollten, waren ohne jede Einrichtung an die ein Kulturmensch gewöhnt ist, ja ohne rechte Schlafgelegenheit. Sie mußten sich am Fußboden betten, die müden Glieder auf eine Strohschütte hinstreckten. Sogar ein Ofen fehlte, und durch die zerschlagenen Fenster blies grimmig genug der Nachtwind herein. Die zugesagte Menge an Lebensmitteln zum Kochen bekamen sie ja, aber die Köche mußten sie aus ihrer eigenen Mitte stellen und das waren leider keine geborenen Meister. Auch fehlte ihnen das einfachste Kochgeschirr.

Was Wunder, wenn unter solchen Umständen die jungen Leute, die schon durch die früheren Entbehrungen und Mühsale des Krieges entkräftet waren und der neuen Arbeit meist völlig ungewohnt gegenüberstanden, an die Leistungen ihrer Nebenbuhler, der Slovaken, nicht heranreichen konnten, daß sich ihrer vielfach eine gedrückte Stimmung bemächtigte und der oder jener seinem Mißmut freien Ausdruck gab und schließlich die Arbeit gar im Stiche ließ?

Auch der Arbeitgeber, der, wenn auch selbst Jude oder gerade deshalb, von tiefem Mißtrauen gegen die „Arbeit von Juden" erfüllt war und immer nur die Höchstleistungen der Slovaken vor Augen hatte, glaubte einen argen Mißgriff begangen zu haben; doch zwang ihn vorerst die Not, die jüdischen Arbeiter zu behalten. Sein Beispiel hatte bald auch seine jüdischen Gutsnachbarn zur Nachahmung veranlaßt. Aber auch hier ergaben sich dieselben Schwierigkeiten. Die Gruppen hatten keinen rechten Bestand. Die jüdischen Arbeiter suchten ihr Los zu bessern, indem sie sich bald der einen, bald der anderen Gruppe anschlossen, oder gleich nach Wien reißaus nahmen. Es waren unter ihnen doch nicht lauter Idealisten, denen der Gedanke an Palästina Kraft zum Ausharren gab! So mancher hatte diesen Idealismus nur vorgeschützt, um sich eine möglichst bequeme und lohnende Arbeit zu verschaffen. Die waren nun freilich bald genug schwer enttäuscht und räumten über kurz oder lang das Feld.

So ergab sich allmählich eine Auslese der wahren Idealisten, der Aufrechten und Willensstarken, die ihre Ehre dreinsetzten, den Platz zu behaupten, und sie erwiesen sich bald auch als die körperlich Starken, die sich den Mühen der Landarbeit trotzig entgegenstemmten und ihrer schließlich Herr wurden. Und das Gefühl der Befriedigung über diese ihre Leistung spornte sie immer weiter an, nun, da das Rübengraben vorbei war, jede landwirtschaftliche Arbeit, die sich in Haus und Hof darbot, zu übernehmen. Der Erfolg blieb nicht aus: ihre Körper kräftigten sich in der gesunden Landluft bei zureichender Nahrung und stählender Arbeit. Der Frühling kam näher, das Wetter wurde minder rauh und die Sonne schien freundlicher. Die gebesserte hoffnungsfrohe Stimmung löste sich in frohen Scherzen und in lustigen hebräischen und jiddischen Liedern, wenn sie in Reih und Glied geordnet einhermarschierten und frühmorgens durch die Dorfgassen zur Arbeit und am Abend wieder heimwärts zogen.

Die Verwalter auf den Gütern und dann die Grundbesitzer selbst, sahen mit einiger Verwunderung, welcher Wandel da Platz gegriffen hatte. Sie konnten es ihren eigenen Augen nicht länger abstreiten, daß die jüdischen Arbeiter, Burschen und auch Mädchen, die bald hinzugekommen waren, sich zur härtesten Arbeit förmlich drängten — und dies zu einer Zeit der allgemeinen Arbeitsunlust! — ja noch mehr, daß sie die Arbeit mit immer größerer Kraft und mit steigendem Geschick bewältigten. Den Wünschen solcher Arbeiter konnte man freilich eher Rechnung tragen, und so besserten sich ihre Lebensverhältnisse nach und nach.

Und seit die Mitglieder der Arbeitergruppen nicht mehr wie anfangs fluktuierten, fanden sie Muße, sich näherzukommen, sich

seelisch zusammenzuschließen und von einer frohen Zukunft in Erez Israël zu träumen . . .

Dabei wuchs ihr Selbstgefühl, denn sie erkannten, daß der Spott, mit dem ihnen früher die Einheimischen, Bauern und Landarbeiter, begegnet waren, allmählich wich und man den Juden nunmehr auch als körperlichen Arbeiter wertschätzte.

Der Ruf von diesem freien Landleben verbreitete sich rasch in der nahen Großstadt und neue Gruppen jüdischer Landarbeiter zogen aufs Land hinaus. Sie schlugen, durch das Beispiel ihrer Vorgänger angeeifert, schon viel rascher Wurzel. Ein Beweis ihres gesteigerten Selbstbewußtseins war wohl, daß sie, wo es ihnen nicht von vorneher gewährt wurde, nachdrücklich darauf bestanden, statt am Sonntag, am Sabbath zu feiern.

In ihrem inneren Leben gefestigt, suchen neuerdings die Gruppen unserer Chaluzim ständige Fühlung mit den Nachbargruppen und dem Palästinaamt, das, vom Ortsausschuß der Wiener Chaluzim unterstützt, eifrig bemüht ist, den Wünschen ihrer Schützlinge nach Wäsche und Kleidern, nach hebräischen Büchern und jüdischen Zeitungen, Rechnung zu tragen.

Über zweihundert Chaluzim und Chaluzoth, darunter Wiener und „Polnische", Blau-Weiße und Schomrim, Studenten und Kommis, Bürgersöhne und Proletarier, arbeiten heute auf den Gütern rings um Wien und feierten unlängst fröhlich das Purimfest. Bald werden ihre Arbeitsplätze, wenn die schöne Jahreszeit herankommt, zu einem i lgerort werden, zu dem müde Großstadtjuden gerne hinwandern, um sich dort aus dem Beispiel unserer Chaluzim neue Hoffnung und Arbeitskraft zu holen.

VOLK/ LAND/ GESCHICHTE/ SITTE

Dr. N. M. GELBER:

MOSES HESS UND SEINE ZEIT.

Das Jahr 1862 bildet in der jüdischen Geschichte einen Wendepunkt, dessen Bedeutung uns bereits heute zu Bewußtsein gekommen ist. Am Horizonte des jüdischen Geistes tauchen Meilenzeiger auf, die dem morsch gewordenen Judentum neue Wege weisen. Und wiewohl die W u r z e l n dieser Ideen schon längst mit der Seele des jüdischen Volkes verwachsen waren, können wir sie dennoch als neue Produkte ideologischer Schaffenskraft ansehen.

Das beinahe ausschließliche Verdienst, dem Judentum das eigentliche Ziel gezeigt zu haben, ist einwandfrei dem ersten Theoretiker oder, besser gesagt, dem Philosophen des Zionismus, Moses H e ß, zuzuschreiben. Und wenn auch jetzt mehr als ein halbes Jahrhundert seit dem Erscheinen seines großen Werkes „Rom und Jerusalem"

verstrichen ist, wird es doch nicht überflüssig sein, sich über die Aufnahme dieses Buches in der damaligen öffentlichen jüdischen Meinung zu orientieren.

Heß interpretierte seine Ideen in überaus klarer und bewunderungswürdig logischer Weise, indem er das Judentum nach allen Richtungen hin analysierte. Und als er zu dem Ergebnis kam, daß die Juden trotz der jahrhundertelangen Diaspora und Heimatlosigkeit als Volk existieren, war es für ihn klar, daß sie, um fürderhin ein volles nationales Leben führen zu können, nach Art des wiederauferstandenen Roms ihre alte Metropole Jerusalem von neuem aufbauen müßten.

Um die Wirkung, die „Rom und Jerusalem" auf das damalige Judentum hatte, beurteilen zu können, muß erwähnt werden, daß zur Erscheinungszeit partikularistisch gesinnte Fraktionen in der desorganisierten Judenheit entstanden waren. Abgesehen von dem Konflikte zwischen den Ost- und Westjuden, der sich immer mehr zuspitzte, sei hervorgehoben, daß sogar in den einzelnen Ländern des Westens die Juden einander fremd gegenüberstanden. Während sie nämlich vorher das gemeinsame geistige Leben zusammenhielt, so hörte jetzt infolge der fast vollständigen Assimilation jeder Zusammenschluß, sogar der religiöse, gänzlich auf. Eine nicht geringe Anzahl jüdischer Gemeinden, die sich die Ideen des Reformrabbiner zu eigen machten, zerriß alle Bande, die sie an die jüdische Tradition fesselten. Das Bild der damaligen westeuropäischen Judenheit war überaus düster und traurig.

Ganz anders sah es im Osten aus. Wenn auch hier von Zeit zu Zeit Stimmen der Assimilation, sei es an die Polen, sei es an Rußland, laut wurden, so waren sie doch von untergeordneter Bedeutung mit Rücksicht auf das neuerwachende mächtige Kulturleben, dessen überzeugendster Beweis die neue hebräische Literatur war. Und wiewohl die Juden des Ostens unter schlechten ökonomischen und politischen Bedingungen lebten, repräsentierten sie eine starke Kulturgemeinschaft, ungeachtet der hie und da sich geltend machenden Unterschiede in den Richtungen.

Im Gegensatz zu ihnen vermochten sich die Westjuden eine feste ökonomische Position zu schaffen und ohne jede Sorge um ihre national-kulturelle Existenz, machten sie in den Jahren 1840—1870 unermüdliche Anstrengungen zwecks Erlangung völliger politischer und gesellschaftlicher Gleichberechtigung. Und diese hofften sie auf dem Wege restloser Assimilation zu erreichen. Allein hier stießen sie auf Schwierigkeiten. Die christlichen Gegner der jüdischen Emanzipation behaupteten nämlich, daß die Juden eine Nation seien und als solche nicht gleichberechtigt werden könnten. Nun begann man eifrig an der Hand zurechtgeschnittener Syllogismen der nichtjüdischen Welt zu beweisen, daß die Juden keineswegs ein Volk, sondern bloß eine religiöse Genossenschaft darstellten. Mit lauter Stimme riefen die Führer der westeuropäischen Juden, daß sie vor allem Deutsche, Engländer, Franzosen usw. seien und erst an zweiter Stelle Juden, daß fernerhin ihre Sprache die Landessprache sei, das Hebräische jedoch nur zu rituellen Zwecken diene.

Und in einem solchen Momente trat ein Mann hervor, der es mit stichhaltigen Beweisen darzutun verstand, daß die Juden tat-

sächlich eine Nation sind und als solche zum Zwecke weiterer Entwicklung die Bildung eines neuen Staates anstreben müssen.

Es ist nur allzu gut begreiflich, welchen vernichtenden Eindruck diese Ideen in jüdischen Intelligenzkreisen hervorriefen.

Das einflußreichste Organ um das Jahr 1860 war die in deutscher Sprache vom Rabbiner Philippsohn herausgegebene „Allgemeine Zeitung des Judentums". In seinem Organe kämpfte Philippsohn für die Gleichberechtigung der Juden, jedoch nur unter Berücksichtigung ihrer Religion. Heß aber schrieb: „Wenn es wahr wäre, daß die Emanzipation der Juden in der Diaspora nicht Hand in Hand mit dem jüdischen Nationalismus gehen kann, müßte der Jude dem Nationalismus zuliebe auf die Emanzipation verzichten."

Heß hielt also alle Emanzipationsbestrebungen der Juden für anormal und unverträglich mit dem Geist des Judentums, welcher sich vorwiegend auf den Nationalismus stützt.

Man kann sich leicht die Entrüstung der zeitgenössischen Spitzen der jüdischen Gesellschaft in Deutschland vorstellen; ihre mühsam zusammengezimmerten Beweise, daß die Juden keineswegs eine Nation seien, sahen sie zusammenbrechen. Man mußte also reagieren. Den ersten Schritt in dieser Richtung machte die Zeitschrift Philippsohns. Der Verfasser des Artikels über Heßens Buch gab zu, „daß das Buch zwar originell sei, aber voll Ansichten, die man bekämpfen muß," daß das Projekt des Wiederaufbaues eines jüdischen Staates zwar den mutigen Charakter des Autors bezeichne, allein die ganze Sache sei nicht ernst zu nehmen. Die Anschauungen Heß' über den jüdischen Nationalismus seien „schillernde Seifenblasen", die durch den Hauch des Zeitgeistes platzen müßten.

In diesem Artikel wird zwar nicht geleugnet, „daß die Juden eine reine, ungemischte Rasse sind, die einen alten, aber modifizierten Ritus benützen," allein nichtsdestoweniger bilden sie keine Nation. „Denn daß wir an allen nationalen Kämpfen mit Gut und Blut teilnehmen, beweist, daß wir vor allem Deutsche, Franzosen, Engländer und Amerikaner und an zweiter Stelle Juden sind." Voll Entrüstung versucht der Rezensent zu beweisen, daß die von Heß besprochene Liebe der Juden zu Palästina in der Wirklichkeit nicht existiert. Die Anhänger der Emanzipation bemühten sich also, recht deutlich zu zeigen, daß die Juden ihr bisheriges Vaterland über alles lieben und demselben ihr Leben und ihre Habe zu opfern bereit sind.

Und sie kamen mit folgender Erklärung: „Für die Verfechter der Emanzipation ist diese Liebe zu Palästina bloß Pietät für die uralte Wiege, die in unseren neuzeitlichen Hallen einen Ehrenplatz einnimmt, was uns aber nicht beeinflußt, unser ganzes Leben an diese Erinnerungen zu knüpfen."

Dieser einzige Satz zeigt uns offenkundig, wie zerstörend und demoralisierend die Assimilation auf das damalige Judentum im Westen Europas zu wirken begann.

(Fortsetzung folgt.)

VON DER JUGEND

Dieser Teil ist ein Sprechsaal der Jugend. Die Verfasser sprechen für sich selbst, nicht für die Schriftleitung.

MAX LASUS (PROSSNITZ):

AN DIE HEIMKEHRER.

LIEBE GEFÄHRTEN!

Als unsere Soldaten aus dem Felde zurückkehrten, hat sich an vielen Orten eine gewisse Spannung zwischen dem Gros der Heimgekehrten und den bisherigen Leitern der örtlichen Jugendgruppen gezeigt, die darin ihren Grund hat, daß die Heimkehrer durch diese vier Jahre gar manches vergessen, aber nichts gelernt haben, so daß ihr Streben gewöhnlich den überlebten Formen des studentischen „Konvents", den Repräsentativbällen etc. gilt und sich darin gänzlich erschöpft. Die Folge hievon ist natürlich ein Zwiespalt in der Jugend, insbesonders zwischen dem Blau-Weiß und den Studentenorganisationen, zu welchem ich als Blau-Weißer in diesem Artikel Stellung genommen habe.

Bei allen Freiheitsbewegungen, ob sie nun nationale, allgemeinmenschliche oder soziale Motive hatten, fanden wir Juden unter den Vorkämpfern der ersten Reihen. Mit ungeheurer Begeisterung, mit achtungeinflößendem Pflichtgefühl rangen Gambetta, Blum, Lassalle, Marx und in jüngster Zeit der vielgeschmähte Trotzki für ihre Ideale, die auf den verschiedenartigsten Wegen der Menschheit Recht und Gerechtigkeit geben wollten. Zu allen Zeiten hat die Idee der Weltgerechtigkeit im jüdischen Volke und insbesonders in seiner Jugend einen mächtigen Resonanzboden gefunden, denn nur die Gerechtigkeit ist die Grundlage, auf der die jüdisch-messianische Idee der Menschenliebe und Menschenachtung (und in ihr der Weltpazifizismus) gedeihen kann; und indem diese Männer (die ich nur als Repräsentanten der vielen unbekannten Mitkämpfer nenne) für die verschiedenen revolutionären Ideen kämpften, glaubten sie die Welt auf dem vorbeschriebenen Wege vorwärts zu bringen — zum unendlichen Ziel der Welterlösung.

Wieder sind wir an einer Etappe des Weges angelangt und ihre Losung lautet diesmal: „Selbstbestimmung der Völker und Demokratie". In diesem Zeichen hat auch der Zionismus seinen Siegeszug angetreten, der Zionismus als national-ethisch-soziale Ideenrichtung.

Die Jugend hat zwar von Anbeginn den Inhalt und Wert der zionistischen Bewegung erkannt, doch torkelte sie wie ein Blinder, der plötzlich sehen lernt, von rechts nach links, überall die Aufgabe der Jugend in dieser neuen großen Bewegung suchend. Die einen glaubten sie in der Verteidigung des ehrlichen jüdischen Namens mit der

Waffe in der Hand zu finden, die anderen in der körperlichen Erstarkung der jüdischen Rasse, die dritten glaubten jeden Auswuchs fremdnational-chauvinistischen Wesens ins Jüdische übersetzen zu müssen, immer aber versuchte man die Formen des alten assimilierten Judentums in Kopien der Institutionen fremder Völker zu beleben. Und doch war die Aufgabe der jüdischen Jugend so klar, hat sie uns doch schon Theodor Herzl gezeigt: „Vor der Rückkehr ins Judenland, Rückkehr zum Judenvolk!“ Werdet Juden!

Aber für eine jede Operation muß man den richtigen Zeitpunkt abwarten, so auch den Zeitpunkt, der uns die Anerkennung der nationalen und sittlichen Freiheit bringen sollte. Dieser Kampf wurde auch in den Jahren 1914-18 ausgefochten, aber nicht mit Schießgewehr und Schützengraben. Dieser Kampf wurde mit den vornehmen Waffen des Geistes im Hinterlande ausgefochten, und in diesem Kampfe war die jüdische Jugend ein geschworener Feind des verkommenen Österreichs, das jeden freiheitlichen Zug grausam unterdrückte, jeden menschlichen Geist in die starre Form des Cliches der öffentlichen Meinung, gebildet von einer korrumpierten Presse und entmenschten Politikern, zwängen wollte, In diesen Tagen zeigte uns Martin Buber den Weg, den die jüdische Jugend zu gehen hat, in seiner herrlichen Ansprache am Jugendtage, er zeigt uns das Ziel: Mensch werden und es jüdisch werden.

Da plötzlich stürzte das morsche Österreich zusammen. Ihr seid nach Hause zurückgekehrt und fandet ein Trümmerfeld vor, ein Trümmerfeld dessen, was Ihr errichtet — aber der Neubau, der ist Euch fremd — den begreift Ihr nicht, denn als wir um ihn kämpften, da seid Ihr in der Fremde gewesen, habt nicht mitstreiten können, nicht einmal zuschauen konntet Ihr und deshalb versteht Ihr uns nicht. Ja, einst mußten wir kämpfen, damit die Jugend sich unter unser Banner sammle, gleichgültig, ob sie von einem höheren Standpunkte aus für unser Volk positive Arbeit leistete, wir mußten unsere Standfläche verbreitern, damit wir sicher und fest stehen können. Heute aber ist die Mehrzahl des Volkes, und wir können es ohne Übertreibung sagen, die ganze Jugend hinter uns, und nun heißt es, diese Jugend zu Juden machen, sie lehren, unser Volk, unser Land, unsere Sprache lieben, aber nicht nur mit Worten, nein, selbst hebräisch lernen, selbst nach Palästina gehen, sonst bleiben diese Worte hohle Phrasen. Wir müssen sie erkennen lehren, daß das Wohl jedes einzelnen Juden nur im Wohle der Gesamtheit liegt. Mag der oder jener seine materielle Situation momentan gebessert haben, der nächste Pogrom, vor dem er umso mehr zittern muß, bringt ihn um die Frucht seiner Arbeit, macht ihn im günstigsten Falle zum Bettler! Ja, lehren wir sie Idealisten sein und treiben wir den uns anerzogenen, dem Grunde unseres Wesens aber fremden realistischen und egoistischen Händlergeist aus!

Die jüdische Frage muß jedem jungen Juden zur persönlichen Frage werden, die unbedingte Liebe zum jüdischen Volke und seiner Kultur ein integrierender Bestandteil seines Ich werden und darf sich nicht darin erschöpfen, ein Bekenntnis zu einem Parteiprogramm zu sein, ein blau-weißes Vereinsabzeichen zu tragen und hie und da sich

eine Spende für den jüdischen National-Fond abknöpfen zu lassen; nur dann können wir damit rechnen, daß das große Problem der Berufsumschichtung der Juden, die Abdrängung vom Handel und freien Berufen und das Hinüberleiten zum Ackerbau, zum Handwerk gelingt.

Wir wollen aber auch Menschen sein, Menschen, die ihre Meinung über die Welt unabhängig von der öffentlichen Meinung, Gesellschaft und Presse nur nach ihrem eigenen geistigen Ich bilden. Unser Zion muß erbaut werden nach den Grundsätzen des natürlichen Menschengeistes und nicht nach den Regeln einer übersatten Pseudokultur. Zion braucht keine Operette, kein Tingl-Tangl, keine Lichtreklame (und wenn sich Dr. Abeles noch so dafür einsetzt!).

Ihr aber laßt es Euch endlich gesagt sein, daß wir mit den diversen A. C., B. C. und P. C., mit Kommersen, Kneipen und Mensuren, Couleuren und Tanzkränzchen unser Judentum nicht stärken, Zion nicht errichten werden. Räumt den Schutt fort und lehrt die Jugend Einfachheit, Natürlichkeit und echte Liebe zu unserem Volke und zu unserem Lande. Die Zeit ist zu ernst um kleinliche Händeleien und persönliche Zwistigkeiten an erster Stelle zu setzen und sich darin zu erschöpfen!

Wehe dem Volke, das seine Zeit nicht erkennt, wehe dem jüdischen Volke, das diesen Augenblick unbenützt vorübergehen läßt!

Zion wird uns nicht erstehen, wenn die jüdische Jugend es nicht im Schweiße ihres vor Glück strahlenden Angesichtes mit sittlichernstem Fleiße erbauen wird.



GERHARD FUCHS:

WIE WIR UNSERE FESTE FEIERN.

Entree-Karte

zu der am Samstag, den 22. März 1919 in den Reichshallen, I. Dorotheergasse stattfindenden geschlossenen

REDOUTE.

Frack, Smocking oder Uniform. Beginn 5 Uhr.
Herrenkarte K 10·— Damenkarte K 20·—

DAS EXEKUTIV-KOMITEE

der Zionistischen Vereinigung ehemaliger Handels- und Export-Akademiker »N . . . J . . .«

Jahrhunderte, ja Jahrtausende liegt der Ursprung unserer Feste zurück. Vor Jahrhunderten lebten und kämpften die Makkabäer und Bar Kochba, vor Jahrhunderten feierte unser Volk den Tag, an dem sein Verderben fiel und die Gefahr für das Volk durch Esther aufgehoben wurde, zum ersten Male. Und doch sagen wir, es sei uns-

diese Vergangenheit gegenwärtig und wir erlebten sie, als seien wir selbst dabei und bestände zwischen uns und jenen ein innerlicher Zusammenhang.

Dies betonen wir in unseren Schriften und Festreden immer und immer wieder (als müßten wir uns auch selbst durch unsere Worte überzeugen) und werfen den Assimilanten vor, daß sie nicht auch so denken. Wir sprechen davon, wie viel uns die Feste bedeuteten, daß wir ihnen wieder zurückgäben, was Jahrhunderte vergessen und vergraben gewesen, ihre nationale Bedeutung, daß wir das symbolisch erfassen, daß wir nicht nur gedankenlos das Barach adonai . . . dahinmurmeln beim Anzünden der Chanukahkerzen, sondern auch an die Helden des Volkes denken, daß wir Purim nicht als Mummenschanz, sondern, wie Hugo Zuckermann sagt, als Fest der Freien feiern.

Und wie feiert nun die jüdische Jugend, die so spricht, zwanzig Jahre nach dem Erstehen der nationalen Bewegung, in einer Zeit, da sie vorgibt, daß Palästina im Mittelpunkte ihres Denkens und Trachtens stehe, da sie sagt, daß sie sich für Palästina vorbereite, ihre Feste?

Suchet die Antwort auf diese Frage in den Anzeigen der Zeitungen und in den Ankündigungen. Und ihr werdet lesen von Purimrummel und Purimredouten, von Maskenbällen und Tanzkränzchen, mit welchen die jüdische Jugend Purim feiert. Und noch lange scheint die Reihe der Fachvereine und Verbindungen, der Turnvereine und „Kultur-“ vereine nicht beendet, denn immer neue Vereine und Vereinchen glauben auch bei dem Feiern der nationalen Feste auf diese Weise nicht zurückbleiben zu dürfen.

Fragt Euch nun selbst, jüdische Jugendliche, ob die Worte von der großen Bedeutung der nationalen Feste von Euch noch empfunden werden oder ob sie nur Phrase sind. Fragt Euch aber auch, ob die Worte von dem Kampf gegen Konvention und Assimilation, von den neuen, freien, jugendlichen und jüdischen Formen wahr sind, ob Ihr es ernst meint mit Euerer Palästinagerichtetheit!

Antwortet nicht damit, daß Ihr diese Veranstaltungen nur des Geldes wegen macht, das Ihr für kulturelle und andere Zwecke benötigt, fragt Euch vielmehr, ob sie Euch nicht etwas bedeuten, mehr vielleicht, als Eure Schlagworte! Rechtfertigt Euch nicht mit opportunistischen Gründen, fragt Euch vielmehr, ob Ihr vielleicht mit dem auf diese Weise zusammengebrachten Gelde Eurem Ziele näher kommen könnt, ob das mit der von Euch so oft betonten Unbedingtheit vereinbar ist!

Seid wenigstens so mutig und ehrlich, um Euer Spiegelbild zu sehen und entscheidet dann, ob Euch weiter alles Phrase bleiben soll und ob ihr weiter Eure Feste so feiern wollt oder nicht!



Kameraden und Kameradinnen!

Aus Polen ist die schreckliche Nachricht eingetroffen, daß man in Pinsk folgende Chaluzim erschossen hat:

Chajim Friedmann, Hirsch Liebmann, Israel Brennmann aus Kolo, Simcho Paritzki, Moische Silbermann, Zadik Niklin, Katzmann Jeschua, Gottlieb Zwi, Gottlieb Bankowski, Hirsch Henkkelmann, Gerschen Kusinies, Seidel Steinjerg, Schaffim Pinchas, Gidelmann Aron, Glaubermann, Judewicz Leib Klatein.

Junge Juden, die sich bereits vorbereitet hatten und den Augenblick ersehnten, wo sie nach Erez Israël hinüberwandern könnten, wurden von feiger, polnischer Soldateska meuchlings erschossen. Sie werden nicht mit uns wandern können, wie es ihr Wunsch war, Aber der Gedanke an ihr junges Blut, das die Galutherde hat trinken müssen, wird uns nie verlassen, er wird uns bei allen unseren Arbeiten begleiten, hier und in Erez Israël. In unserer Arbeit dort wollen wir ihnen ein Denkmal setzen, denn nur in ihr kann das Andenken unserer Brüder fortleben.

Die Wiener Chaluzim.

RABBINER DR. DAVID FEUCHTWANG:

PESSACH.

Seitdem es Menschen auf Gottes Erde gibt, hat man den Frühling jubelnd begrüßt. Anbetend warf sich der Mensch vor der Sonne nieder und flehte auf den Knien um ihre Gnade, um Segen und Fruchtbarkeit. Das mächtige Gestirn flößte ihm Furcht ein. Feierte die Natur ihre Auferstehung aus Winterstarre, dann wurde der gefesselte Gott aus der Finsternis der Unterwelt befreit und stieg zum Licht empor. Die Mächte der Finsternis und des Lichts rangen und kämpften in furchtbarem Waffengang um Herrschaft und Sieg. Der Gestirne Stand und Lauf waren nicht Ereignisse, sondern Erlebnisse; Götter waren es, die ihre Bahnen durchliefen mit Zweck und Ziel. Sonne, Mond und Sterne beherrschten das wohlgeordnete Himmelreich und das Geschehen auf Erden war getreues Abbild der Werke der Himmel. Werden und Treiben, Geburt und Tod bei Mensch und Tier, Schlafen und Wachen, Arbeit und Ruhe, Freude und Trauer, alles war nach der Gestirne

Lauf geordnet und geregelt. In den Ländern des Ostens zumal mit seinen leuchtenden Sternen in klaren Nächten, sengender Sonne glühender Tage, stand der Mensch ehrfürchtig und demütig, voll Zagen und Zittern oder auch mit Jubel und Jauchzen, Gebet und Opfergabe vor der Gewalt des Himmels und seiner Götterscharen.

Nicht anders das Urvolk unseres Stammes; auch unsere Ahnen standen unter dem Banne der Natur und ihrer Gewalten; auch sie feierten mit den Völkern des Ostens die Feste der Jahreszeiten, deren Gebieter und Regler Sonne, Mond und Sterne sind. Doch schon Abraham, der große Ahn in uralter Vorzeit wuchs hinaus über die Anbetung der Naturgewalten und erkannte über ihnen den Schöpfer, den einzigen, den großen, unsichtbaren Gott, die Allgewalt, welche den Kosmos leitet, Himmels- und Erdengeschehen nach Gesetzen lenkt, Menschenschicksal, Völkerleben, belebte und unbelebte Wesen in den Rahmen der Ewigkeit faßt.

So trat unser Volk mit hoher Erkenntnis gerüstet in die Geschichte ein. Die „Weisheit des Ostens" war ihm voll zu eigen; doch aller rohe, allzumenschliche Kult der großen, gewaltigen Götter ward versittigt und veredelt.

Seit Urzeit feierten die Ahnen im Monat Nisan das Fest der Frühjahrswende; die Vollmondnacht des vierzehnten Tages war „Nacht der Wache" bei ihnen, wie bei ihren alten Nachbarn im Zweistromland, die mit dem Nisan ihr Jahr begannen. Opferblut mußte fließen, um den Gott zu versöhnen, damit er aus Kerkernacht zur lichten Freiheit steige. Denn es war eine Nacht der Gefahr. Und wenn sie überwunden war, wurden Dankgebete gesungen, der morgende Tag mit schallendem Jubel begrüßt. Wie ein Jüngling an Schönheit, so erschien der Frühling, ein junger, aus Tod erstandener Gott.

All dies wandelte sich bei unserem Volke im Laufe der geschichtlichen Zeit. Mizrajims Sklavenkerker war durch der gütigen Vorsehung Liebe und Moscheh's Zauberstab geöffnet. Im Frühjahr wars, im Monate Abib, da die Ähren reifen und sich die Fluren schmücken. Das uralte Heidenfest des Frühlings mit seinen sinnfälligen, kraftvollen Symbolen war noch nicht vergessen. Aber Moscheh sprach zum Volk: „Dieser Monat sei Euch der Anfang kommender Monde." Erneuerung, Neugeburt steht Euch bevor. Umwandlung der Ursitte und des heidnischen Volksbrauchs im Dienste des einzigen Gottes. Die mächtige Hand der Geschichte legte sich breit und stark auf die Schulter Israels. Mizrajim, der sein Kerker geworden, die Stelle seines Sonnenuntergangs, seiner Mondesfinsternis. Sprengung der Sklavenfessel, Eintritt in Licht und Freiheit, sein Sonnenaufgang; sein klares Mondleuchten auch in langen Nächten; Quelle neuen Lebens, junger Fruchtbarkeit. Diese Nacht des vierzehnten Nisan wird zur Nacht des Erwachens zu neuem, krafterfülltem Leben, zu volksbewußtem Geistesleben, zu gottbewußter sittlicher Erkenntnis.

Friedlich einten Führer und Meister geschichtliches Erlebnis mit altersgrauen Bräuchen und Sitten. Die Wunder großer Erlebnisse senkten sich tief in Herz und Seele; in feierlichen Symbolen kamen sie zum Ausdruck. Hatte ehedem der Frühlingskult die Sippen zum

Opferschmaus gerufen, so sammelten sie sich jetzt heilig und geweiht zum Pessachmahle; denn Pessach ward das „Fest der Überschreitung", der Rettung unserer Häuser vor Untergang und Verderben. Mit dem alten Gebrauch der Darbringung geweihter Kuchen wurde gebrochen und zur Erinnerung an die in hastiger Eile aufgeraffte Zehrung für den Wüstenweg wurden die Mazzoth, die ungesäuerten Brote bereitet und für alle Zeit als Gesetz und Pflicht für Israel und Juda eingeprägt. Unvergeßlich für alle Tage aller Zeiten blieben die Taten und Zeichen jener Erlösung aus Mizrajims Joch. Sie wurden erzählt von Geschlecht zu Geschlecht und in das Gewebe der Erzählung wurden allgemach immer neue Wunderwerke eingeflochten. Schon die Thorah macht es zur Pflicht, Kindern und Kindeskindern zu erzählen, was Gott an uns Großes getan, „als wir auszogen aus Mizrajim." Hatte man bisher nach Schöpfungsjahren gezählt, nun war eine neue Epoche gegeben. Und in unwandelbarer Treue war die Erinnerung an die große Zeit bewahrt geblieben. Was die Thorah, dieses Grundbuch unseres Volkslebens, über die Befreiung aus Mizrajim erzählt und was im Anschluß an das Thorahwort uralte Tradition, niedergelegt in klassischem Schrifttum, in Talmud und Midrasch meldet, wurde gesammelt. Ergänzt durch Psalmen, Gebete, Gesänge, durchflochten von der Reihe der schönsten, sinnigsten Bräuche, ist daraus unsere Pessach-Haggadah geworden, die wir an den Seder-Abenden, diesen poesieerfüllten, geschichtedurchwehten, wahrhaft geweihten Festen andachtsvoll lesen. Heil der jüdischen Familie, in der dieses Denkmal jüdischer Geschichte ein lebendiges Zeichen unserer Treue Volk und Religion gegenüber geblieben ist. An diesen Abenden bekunden wir unsere nationalreligiöse Kraft und Dauer in aller Zeiten Schicksal und Wandel. Da erzählt uns die Mazzoh, das „Brot der Armut", von Druck und Elend und ruft mit mahnender Stimme das geschichtliche, soziale Gewissen auf; Maror, das bittere Kraut, läßt die Bilder aller Qualen und Martyrien an unserem geistigen Auge vorüberziehen, welche unser Volk seit viertausend Jahren erleidet, ohne seinen Mut, seinen Stolz, sein Selbstbewußtsein zu verlieren. Und die Becher des Heils erheben wir in der starken Überzeugung und hoffnungsfrohen Zuversicht, daß wir die Träger und Künder messianischer Erlösungsgedanken sind und bleiben, die ihrer Erfüllung harren. So ist uns Pessach ein nationalreligiöses Gut geblieben, das wir in treuer Hut bewahren müssen. Und zu Hütern bestellen wir unsere Söhne und Töchter; sie sind die Schomrim dieser heiligen Gefilde. Ohne sie ist die Kette zerrissen, welche durch Jahrtausende Glied an Glied gereiht hat. Nur mit ihnen können wir die Zeiten überwinden und hoffnungsfreudig das Fest begehen; die Erzählung von der Haggadah mit dem herzlichen Wunsche schließen: „Im kommenden Jahre in Jerusalem."

⁘

ARTHUR SCHNITZLER:

SPRÜCHE IN VERSEN.

So unvermeidbar ein Geschick dir scheine,
Neig ihm dein Haupt in frommer Demut nie!
Was heute sich des Schicksals Maske lieh,
War gestern vieler Möglichkeiten eine.
Und ward die Wahl heut ohne dich gefällt, —
Von morgen die ist dir anheim gestellt.

Aus fremdem Leid hast du dich schnell gerettet
In die Idee.
Doch immer bleibst du irdisch fest gekettet
Ans eigene Weh.

Vom steilen Weg ist Lipp' und Herz verdorrt;
Doch endlich lohnt ein wundersam Gelingen:
Der Wahrheit Tempel ragt an heil'gem Ort. —
Da dröhnt es aus dem Dunkel: Weiche fort!
Hier wird kein Sterblicher sich Einlaß zwingen —
Ein Riese hält am Tore Wacht: Das Wort.

(Originalbeitrag.)